

dtv

Der vierundvierzigjährige Frank Bascombe ist kein Unbekannter: Wir kennen ihn bereits aus dem Roman ›Der Sportreporter‹, in dem er sympathisch, wortreich und um Orientierung ringend über sein Schicksal räsoniert. Nach dem Tod seines Sohnes scheiterte seine Ehe, die Liebesverhältnisse, durch die er schlittert, sind kompliziert, das Verhältnis zu seiner Exfrau verfahren, der Kontakt zu seinen übrigen Kindern sporadisch. Der 4. Juli 1988, das ist der Tag, an dem Frank Bascombe alles richtig machen will: seine Freundin besuchen, sich um seinen Sohn kümmern – aber es kommt alles anders. ›Unabhängigkeitstag‹ ist ein gewaltiges literarisches Werk, ein Meilenstein der Gegenwartsliteratur, ein Roman, in dem das Leben eines Mannes und das Land Amerika, die gesellschaftspolitische Lage des Landes, auf einzigartige Art und Weise eingefangen sind.

*Richard Ford* wurde 1944 in Jackson, Mississippi, geboren und lebt heute in Maine. Charakteristisch ist sein klarer, nüchterner Erzählstil, der feinste Nuancen setzt. Er hat bislang sieben Romane sowie Novellen, Kurzgeschichten und Essays veröffentlicht. 1996 erhielt er für ›Unabhängigkeitstag‹ den Pulitzer Preis. Richard Ford zählt zu den bedeutendsten amerikanischen Autoren der Gegenwart.

Richard Ford

# Unabhängigkeitstag

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Brigitte Walitzek

dtv

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)**

Von Richard Ford  
sind bei **dtv** außerdem erschienen:  
Der Sportreporter (14271)  
Kanada (14309)  
Der Womanizer (14378)  
Wild leben (14429)



2015 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
Die amerikanische Originalausgabe erschien 1995 unter dem Titel  
›Independence Day‹ bei Alfred A. Knopf, New York.

© 1995 by Richard Ford

Lizenzausgabe mit Genehmigung des Carl Hanser Verlag  
Für die deutschsprachige Ausgabe:

© Hanser Berlin im Carl Hanser Verlag München 2015

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagbild: ›Dog and Priest‹ (1978)

von Alex Colville (A. C. Fine Art Inc.)

Gesetzt aus der Stempel Garamond 9,5/12

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14442-1

*Kristina*



## I

In Haddam treibt der Sommer durch baumverschattete Straßen wie süßer Balsam eines achtlosen, träumerischen Gottes, und die Welt fällt in ihre eigenen geheimnisvollen Hymnen ein. Schattige Rasenflächen liegen still und feucht. Draußen, auf der friedlich-frühmorgentlichen Cleveland Street, höre ich die Schritte eines einsamen Joggers, der erst am Haus vorbeitrabt und dann den Hügel hinunter in Richtung Taft Lane und weiter zum Choir College, um dort auf dem feuchten Gras zu laufen. Im Schwarzenviertel sitzen Männer auf Türschwellen, die Hosenbeine über den Socken hochgekrempt, und trinken in der zunehmenden trägen Hitze ihren Kaffee. Der Eheberatungskurs (4.00–6.00) in der Highschool entlässt seine Teilnehmer und Teilnehmerinnen, die benommen und mit schläfrigen Augen wieder zurück ins Bett wollen. Während die Highschool-Kapelle auf ihrem Übungsplatz mit den zweimal täglich stattfindenden Proben beginnt und sich für den Vierten Juli in Stimmung bringt: »Buum-Haddam, boom-Haddam, boom-boom-ba-boom. Haddam-Haddam, auf denn, auf denn! Buum-boom-ba-boom!«

Anderswo an der Küste nennt der Wetterbericht den Himmel, wie ich gehört habe, verhangen. Die Hitze wird drückender, ein metallischer Geruch pulsiert durch die Nasenlöcher. Schon drohen die ersten Wolken eines sommerlichen Hitzegegitters am Horizont der Berge, und da, wo *die* leben, ist es heißer als da, wo wir leben. Der Wind steht so, dass man weit draußen auf der Strecke den Amtrak »Merchants Special« mit Kurs auf Philly vorbeijagen hört. Salziger Meeresgeruch treibt mit diesem Wind von weit her und mischt sich

mit dämmrigen Rhododendron-Düften und den letzten standhaften Sommerazaleen.

Aber in meiner Straße, im laubbeschatteten ersten Block der Cleveland Street, herrscht wohltätige Stille. Einen Block weiter wirft jemand geduldig auf den Basketballkorb in seiner Auffahrt: ein Quietschen der Schuhe ... ein Keuchen ... ein Lachen, ein Husten ... »Seehr schön, so ist's guuut.« Alles gedämpft.

Vor dem Haus der Zumbros, zwei Häuser weiter, rauchen die Straßenbauarbeiter in aller Ruhe eine Zigarette zu Ende, bevor sie ihre Maschinen anwerfen und den Staub wieder aufwirbeln. Dieses Jahr pflastern wir die Straßen neu, verlegen neue Kabel, säen am Straßenrand neuen Rasen, erneuern die Bordsteinkanten, geben unsere stolzen neuen Steuerdollar aus – die Arbeiter allesamt Kapverdianer und gerissene Honduraner aus den ärmeren Städten nördlich von hier. Sergeantsville und Little York. Sie sitzen, still vor sich hin starrend, neben ihren gelben Lastwagen, Planierraupen und Schaufelbaggern, während ihre schnittigen Wagen – Camaros und tiefgelegte Chevys – um die Ecke geparkt sind, wo sie nicht so viel Staub abbekommen und es später schattig sein wird.

Und plötzlich setzt das Glockenspiel von St. Leo the Great ein: Gong, gong, gong, gong, gong, gong, gong, gefolgt von einem hellen, mahnenden Choral aus der Feder des alten Wesley höchstpersönlich: »Wachtet auf, wachtet auf, die Ihr gerettet werden wollt, wachtet auf, wachtet auf, und läutert Eure Seelen.«

Obwohl nicht alles hier ganz kosher ist, trotz des guten Anfangs. (Wann ist irgendwas schon ganz kosher?)

Ich selbst, Frank Bascombe, wurde Ende April auf der Coolidge Street, nur eine Straße weiter, überfallen, als ich nach einem guten Abschluss in der frühen Abenddämmerung

zu Fuß nach Hause trabte, erfüllt vom Gefühl, etwas geleistet zu haben, in der Hoffnung, die Nachrichten noch zu erwischen, eine Flasche Roederer – das Geschenk eines dankbaren Verkäufers, für den ich einen guten Preis rausgeholt hatte – unter dem Arm. Drei Jungs, von denen ich einen, wie ich meinte, schon mal gesehen hatte – einen Asiaten, dessen Name mir aber später nicht mehr einfiel –, kamen auf ihren BMX-Rädern den Bürgersteig heruntergekurvt, zogen mir eine große Pepsiflasche über den Schädel und fuhren johlend weiter. Mir kam nichts abhanden, und mein Schädel blieb heil, obwohl ich wie ein Baum umkippte und zehn Minuten lang mit Sternen vor den Augen im Gras saß, ohne dass jemand etwas mitgekriegt hätte.

Später, Anfang Mai, wurde zweimal innerhalb derselben Woche in das Haus der Zumbros und ein weiteres eingebrochen. Offenbar hatten sie beim ersten Mal etwas übersehen und kamen zurück, um es sich zu holen.

Und dann wurde im Mai, zu unser aller Bestürzung, Clair Devane ermordet, unsere einzige schwarze Maklerin, eine Frau, mit der ich vor zwei Jahren eine kurze, aber intensive Affäre gehabt hatte. Tatort war eine Eigentumswohnung an der Great Woods Road in der Nähe von Hightstown, die sie einem Kunden zeigen wollte: Sie wurde gefesselt, vergewaltigt und erstochen. Keine verwertbaren Indizien – nur eine rosa Telefonnotiz auf dem Parkett der Diele, geschrieben in ihrer weit ausholenden Schrift: »Familie Luther. Suchen erst seit kurzem. Um die 90 Tsd. 15.00 Uhr. Schlüssel besorgen. Abendessen mit Eddy.« Eddy war ihr Verlobter.

Außerdem ziehen fallende Immobilienpreise wie ein böser Wind durch die Bäume. Alle spüren sie, obwohl unsere neuen bürgerlichen Errungenschaften – die neuen Streifenwagen, die neuen Fußgängerüberwege, die gestutzten Bäume, die in die Erde verlegten Stromkabel, die instand gesetzte Konzertmuschel und die Pläne für die Parade am Vierten

Juli – dazu beitragen, uns von unseren Sorgen abzulenken und davon zu überzeugen, dass unsere Sorgen keine Sorgen sind, oder wenigstens nicht allein unsere Sorgen, sondern die Sorgen von allen – also von niemandem. Und dass es in diesem Land immer darum ging, den Kurs zu halten, keinen Millimeter zurückzuweichen und sich von der zyklischen Natur der Dinge tragen zu lassen. Und dass jeder, der anders denkt, unseren Optimismus untergräbt, paranoid ist und sich jenseits der Staatsgrenzen einer kostspieligen »Behandlung« unterziehen sollte.

Und praktisch gesprochen und ohne zu vergessen, dass ein Ereignis nur sehr selten ein anderes einfach so nach sich zieht, muss es für eine Stadt, für ihren Lokalesprit, ja auch etwas bedeuten, wenn ihr Wert auf dem freien Markt fällt. (Warum sonst wären die Immobilienpreise ein Index für das nationale Wohlergehen?) Wenn die Aktien einer ansonsten gesunden Holzkohlenfirma plötzlich abstürzten, würde die Firma umgehend reagieren. Ihre Leute würden nach Einbruch der Dunkelheit eine Stunde länger an ihren Schreibtischen sitzen (wenn sie nicht auf der Stelle gefeuert würden); Männer würden noch müder als sonst nach Hause kommen, und zwar ohne Blumen mitzubringen, würden in den violetten Abendstunden länger einfach nur dastehen und die Bäume anstarren, die dringend gestutzt werden müssten, würden weniger freundlich mit ihren Kindern reden, würden vor dem Dinner noch einen Pimms mit ihrer Frau trinken und dann gegen vier Uhr morgens aufwachen, ohne dass ihnen viel, aber auf jeden Fall nichts Gutes im Kopf herumginge. Einfach eine Unruhe.

So ist es auch in Haddam, wo sich trotz unserer Sommerträgheit das bisher unbekannte Gefühl breitmacht, dass jenseits der engen Grenzen unserer Welt der Dschungel liegt. Eine undefinierte dunkle Vorahnung unter unseren Einwohnern, an die sie sich, wie ich glaube, nie gewöhnen werden. Eher würden sie sterben, als sich damit abzufinden.

Zu den traurigen Tatsachen des Erwachsenenlebens gehört aber nun einmal, dass man genau die Dinge, an die man sich nie gewöhnen wird, am Horizont auf sich zukommen sieht. Man erkennt sie als Problem, man zerbricht sich den Kopf, man trifft Vorbereitungen und Vorkehrungen und überlegt sich Anpassungsmaßnahmen; man sagt sich, dass man die Art, wie man die Dinge anpackt, ändern muss. Bloß tut man es nicht. Man kann nicht. Irgendwie ist es schon zu spät. Und vielleicht ist es sogar noch schlimmer: Vielleicht ist das, was man von weitem auf sich zukommen sieht, gar nicht das, was einem solche Angst macht, sondern schon sein Nachspiel. Und das, was man fürchtet, ist schon passiert. Das Ganze ähnelt der Erkenntnis, dass all die großen Neuerungen der Medizin uns überhaupt nichts nutzen werden, obwohl wir sie bejubeln, obwohl wir hoffen, dass der neue Impfstoff rechtzeitig bereitstehen wird, obwohl wir denken, dass die Dinge doch noch besser werden könnten. Nur dass es auch hier zu spät ist. Und auf die Weise ist unser Leben vorbei, bevor wir es merken. Wir verpassen es. Wie der Dichter sagt: »Was man im Leben verpasst, ist das Leben.«

Heute Morgen bin ich früh auf den Beinen, in meinem Arbeitszimmer oben unter dem Dach, und gehe ein Angebot durch, das gestern Abend kurz vor Feierabend »exklusiv« bei uns eingegangen ist und für das ich vielleicht jetzt schon Käufer habe. Angebote gehen häufig so unerwartet ein, als hätte die Vorsehung sie geschickt: Ein Hausbesitzer kippt ein paar Manhattans, dreht eine nachmittägliche Runde durch den Garten, um die Papierschnipsel einzufangen, die vom Müll der Nachbarn herübergeweht worden sind, harkt die letzten modrigen Blätter des Winters unter dem Forsythienstrauch hervor, wo sein alter Dalmatiner Pepper begraben liegt, begutachtet die Schierlingstannen, die er zusammen mit seiner Frau gepflanzt hat, als sie frisch verheiratet waren, vor langer,

langer Zeit, wandert in Erinnerungen versunken durch Zimmer, die er selbst gestrichen, Bäder, die er lange nach Mitternacht gefugt hat, genehmigt sich unterwegs noch zwei steife Drinks, und plötzlich ist da dieser aufwallende und unterdrückte Schrei aus der Tiefe seines Herzens nach einem längst verlorenen Leben, das wir alle (wenn wir weiterleben wollen) loslassen müssen ... Und peng: schon steht er am Telefon, stört einen Immobilienmakler bei seinem wohlverdienten Abendessen, und zehn Minuten später ist die Sache perfekt. (Durch einen glücklichen Zufall sind meine Interessenten, die Markhams, gestern abend aus Vermont nach Haddam gekommen, und es wäre denkbar, dass ich den ganzen Zyklus – von Angebotseingang bis Verkauf – an einem einzigen Tag erledigen kann. Der Rekord, nicht von mir, liegt bei vier Minuten.)

Als Zweites muss ich an diesem frühen Morgen den Leitartikel für die monatliche Zeitschrift ›Käufer und Verkäufer‹ schreiben (die unsere Firma kostenlos an jeden lebenden Hausbesitzer in Haddam verschickt). Diesen Monat feile ich an meinen Gedanken zu den wahrscheinlichen Auswirkungen des bevorstehenden Parteitags der Demokraten auf den Immobilienmarkt. Der wenig inspirierende Gouverneur Dukakis, geistiger Urheber des zwielichtigen Wunders von Massachusetts, wird wohl nominiert werden und dann auf einen leichten Sieg im November zusteuern. Ich zumindest hoffe das, aber die meisten Haddamer Hausbesitzer erfüllt es mit lähmender Angst, da sie fast ausnahmslos Republikaner sind und Reagan lieben wie die Katholiken den Papst. Aber selbst sie fühlen sich angesichts der grotesken Aussicht, Bush zum Präsidenten zu bekommen, betrogen und veralbert. Meine Argumentation beruht auf Emersons berühmtem Satz aus ›Selbstvertrauen‹, nämlich: ›Groß sein heißt missverstanden sein.‹ Den habe ich zu der These verarbeitet, dass Gouverneur Dukakis mehr an das Portemonnaie der Wähler

denkt, als die meisten glauben. Ich sage, dass die wirtschaftliche Unsicherheit ein Plus für die Demokraten ist und dass die Zinsen, die das ganze Jahr verrückt gespielt haben, spätestens zu Neujahr bei elf Prozent liegen werden, auch wenn William Jennings Bryan zum Präsidenten gewählt und die Silberwährung wieder eingeführt würde. (Diese Annahmen ängstigen Republikaner ebenfalls zu Tode.) »Was soll's also«, lautet in etwa die Quintessenz meiner Argumentation. »Es könnte alles im Handumdrehen noch schlimmer kommen. Springen Sie jetzt ins kalte Wasser des Immobilienmarktes. Verkaufen (oder kaufen) Sie!«

In diesen sommerlichen Tagen ist mein Leben, zumindest nach außen hin, ein Muster an Einfachheit. Ich führe das glückliche, wenn auch ein wenig gedankenverlorene Leben eines vierundvierzigjährigen Junggesellen im früheren Haus meiner Frau in der Cleveland Street 116, im sogenannten Präsidentenstraßen-Viertel von Haddam, New Jersey, wo ich in der Immobilienfirma Lauren-Schwindell in der Seminary Street arbeite. Vielleicht sollte ich besser sagen: im Ex-Haus meiner Ex-Frau, Ann Dykstra, jetzt Mrs. Charley O'Dell, wohnhaft Swallow Lane 86, Deep River, Connecticut. Auch meine beiden Kinder leben dort, obwohl ich nicht genau sagen kann, wie glücklich sie sind, oder auch nur, wie glücklich sie sein sollten.

Die Abfolge der Ereignisse, die mich zu diesem Beruf und in dieses Haus führte, könnte vielleicht ein wenig ungewöhnlich erscheinen, falls man sich in seiner Vorstellung von menschlicher Beständigkeit an den Familienillustrierten des »mittleren« weißen Amerika zur Zeit der Jahrhundertwende orientiert. Oder an der »idealen amerikanischen Familie«, wie sie von rechtsgerichteten Denkfabriken propagiert wird – mehrere Direktoren solch eines Instituts leben hier in Haddam. Die aber sind im Grunde genommen nichts anderes als

Propaganda für eine Lebensart, die kein Mensch durchhalten kann, ohne genau die Beruhigungspillen zu nehmen, die eben diese Leute einem verbieten wollen (obwohl ich sicher bin, dass sie selbst die Dinger tonnenweise konsumieren). Aber jedem halbwegs Vernünftigen wird mein Leben mehr oder weniger normal vorkommen, zusammengesetzt aus Zufälligkeiten und Ungereimtheiten, denen keiner von uns entgeht und die in einem Leben, das ansonsten nicht weiter bemerkenswert ist, kaum Schaden anrichten.

Heute morgen jedoch bereite ich mich auf einen Wochenendausflug mit meinem einzigen Sohn vor, der anders als die meisten meiner Unternehmungen von einigem Lebensgewicht zu sein verspricht. Überhaupt riecht diese Exkursion eigentümlich nach etwas, was man *zum letzten Mal* tut. Als käme eine entscheidende Phase – in meinem *und* seinem Leben – nein, nicht unbedingt zum Abschluss, aber als nähere sie sich einer Drehung des Kaleidoskops, die das Bild strafft und verändert. Es wäre töricht, das auf die leichte Schulter zu nehmen, und ich tue es auch nicht. (Der Impuls, »Selbstvertrauen« zu lesen, ist an dieser Stelle ebenso bedeutsam wie der bevorstehende Unabhängigkeitstag selbst – mein liebster weltlicher Feiertag, weil er erstens so öffentlich ist und zweitens implizit das Ziel hat, uns so zurückzulassen, wie er uns vorgefunden hat: frei.) All das ereignet sich – zu allem Überfluss – fast am Jahrestag meiner Scheidung, einer Zeit, in der ich jedesmal nachdenklich werde und mich verletzbar fühle und ganze Tage damit verbringe, über den Sommer vor jetzt sieben Jahren nachzugrübeln, als das Leben plötzlich ins Schleudern geriet und ich in meiner Hilflosigkeit nicht in der Lage war, es wieder auf Kurs zu bringen.

Aber als Erstes fahre ich heute nachmittag nach Süden, nach South Mantoloking an der Küste von New Jersey, zum üblichen Freitagabendrendezvous mit meiner Freundin (es gibt letztlich keine höflichere oder bessere Bezeichnung), der

blonden, großen und langbeinigen Sally Caldwell. Obwohl sich auch hier Störungen zusammenzubrauen scheinen.

Sally und ich haben seit jetzt zehn Monaten eine meiner Meinung nach perfekte »dein Leben/mein Leben«-Geschichte, in der wir einander großzügige Portionen Kameradschaft, Vertrauen (auf einer »so weit nötig«-Basis), ein vernünftiges Maß an Verlässlichkeit und eine Menge heißer fleischlicher Leidenschaft bieten – alles unter Zubilligung von genügend »Freiraum« und absolutem Laisser-faire, wobei ich für Letzteres offen gestanden nicht viel Verwendung habe, während wir gleichzeitig den höchsten Respekt vor den teuer erkauften Lektionen und eifrig katalogisierten Fehlern haben, die das Erwachsensein mit sich bringt.

Liebe ist es nicht, das stimmt. Nicht so ganz. Es kommt der Liebe aber näher als das Zeug, das die meisten Verheirateten zu bieten haben.

Und doch ist in den letzten Wochen, aus Gründen, die ich mir nicht erklären kann, in jedem von uns etwas entstanden, was ich nur als seltsames Unbehagen bezeichnen kann. Etwas, was bis in unser ansonsten erregendes Liebesleben kriecht und sogar die Häufigkeit unserer Besuche beeinflusst, als sei unser Zugriff auf gegenseitige Aufmerksamkeit und Zuneigung dabei, sich zu verändern und zu lockern, und als hätten wir jetzt die Aufgabe, einen neuen Ansatzpunkt für eine längere, ernsthaftere Bindung zu finden. Nur dass anscheinend keiner von uns dazu in der Lage ist, ein Versagen, das uns beide verblüfft.

Gestern abend, irgendwann nach Mitternacht, als ich schon eine Stunde geschlafen hatte, zweimal aufgewacht war und mein Kopfkissen zusammengeknüllt hatte, mir über die Fahrt mit Paul Sorgen gemacht, ein Glas Milch getrunken, mir den Wetterbericht angesehen und mich dann zurückgelehnt hatte, um ein Kapitel von »Die Unabhängigkeitserklärung« zu lesen – Carl Beckers Klassiker, den ich zusammen mit »Selbstver-

trauen« als Schlüsseltext für die Kommunikation mit meinem schwierigen Sohn verwenden will, um ihm auf diese Weise ein paar wichtige Einsichten zu vermitteln –, rief Sally an. (Die beiden Texte sind übrigens kein bisschen mühsam, öde oder langweilig, wie es einem in der Schule vorkam, sondern stecken voll nützlicher, tiefsinniger persönlicher Lektionen, die sich direkt oder metaphorisch auf die zähen Dilemmata des Lebens anwenden lassen.)

»Hi. Wie geht's?«, sagte sie mit einem Anflug unsicherer Zurückhaltung in ihrer ansonsten seidenglatten Stimme, so als wären mitternächtliche Telefongespräche für uns etwas Ungewöhnliches, was sie auch sind.

»Ich les grade Carl Becker. Er ist phantastisch«, sagte ich, nun wachsam. »Er denkt, dass es bei der ganzen Unabhängigkeitserklärung darum ging, zu beweisen, dass Rebellion das falsche Wort war. Dass die Gründerväter was ganz anderes im Sinn hatten. Als wär das Ganze ein Krieg um eine Wortwahl gewesen. Erstaunlich, was?«

Sie seufzte. »Und was war das richtige Wort?«

»Oh. Vernunft. Natur. Fortschritt. Der Wille Gottes. Karma. Nirwana. Das alles bedeutete für Jefferson und Adams und diese Leute so ziemlich dasselbe. Die waren schlauer als wir.«

»Ich dachte, da wär mehr dran gewesen«, sagte sie. Dann sagte sie: »Alles kommt mir so festgefahren vor. Ganz plötzlich, heute Abend. Geht's dir nicht auch so?« Mir war bewusst, dass es sich hier um eine verschlüsselte Nachricht handelte. Ich hatte aber keine Ahnung, wie ich sie dechiffrieren sollte. Vielleicht, dachte ich, war das alles die Einleitung zu der Erklärung, dass sie mich nicht mehr sehen wollte – was schon mal vorgekommen war. (Wobei »festgefahren« im Sinne von »unerträglich« zu verstehen wäre.) »Irgendwas schreit geradezu danach, bemerkt zu werden. Ich weiß nicht, was es ist. Aber es hat was mit dir und mir zu tun. Findest du nicht?«

»Hm. Vielleicht«, sagte ich. »Ich weiß nicht.« Ich lehnte neben meiner Nachttischlampe in den Kissen, den muffig riechenden kommentierten Becker auf der Brust, unter meiner gerahmten Landkarte von Block Island, während der Fens-terventilator (ich habe mich gegen eine Klimaanlage entschieden) die kühle, milde kleinstädtische Mitternacht an mein Bett sog. Ich wusste wirklich nicht, was im Augenblick gefehlt hätte, außer Schlaf.

»Ich hab einfach das Gefühl, dass alles festgefahren ist und irgendwas fehlt«, sagte Sally noch einmal. »Bist du sicher, dass es dir nicht auch so geht?«

»Man muss auf manche Dinge verzichten, wenn man andere haben will.« Das war eine idiotische Antwort. Vielleicht träumte ich nur. Aber morgen würde ich Mühe haben, mich davon zu überzeugen, dass diese Unterhaltung nicht stattgefunden hatte. So was kam bei mir gar nicht so selten vor.

»Ich hatte heute Nacht einen Traum«, sagte Sally. »Wir waren in deinem Haus in Haddam, und du hast ständig aufgeräumt. Ich war deine Frau, hatte aber schreckliche Angst. In der Toilette war blaues Wasser, und irgendwann standen wir beide auf der Treppe vor deinem Haus und schüttelten uns die Hand – so als hättest du mir das Haus gerade verkauft. Dann sah ich dich mitten über ein großes Maisfeld fliegen, die Arme ausgestreckt wie Christus oder was weiß ich, so wie in Illinois.« Wo sie herkommt, aus dem grundsoliden, christlichen Maisgürtel. »Es sah irgendwie friedlich aus. Aber insgesamt war da das Gefühl, dass alles sehr geschäftig und hektisch war und niemand irgendwas richtig machen konnte. Und ich hatte diese schreckliche Angst. Und dann bin ich aufgewacht und hatte das Bedürfnis, dich anzurufen.«

»Ich bin froh, dass du das getan hast«, sagte ich. »Aber der Traum hört sich doch gar nicht so übel an. Schließlich wurdest du weder von wilden Tieren verfolgt, die wie ich aus-sahen, noch aus irgendwelchen Flugzeugen gestoßen.«

»Nein«, sagte sie und schien über diese Schicksale nachzudenken. Weit weg in der Nacht hörte ich einen Zug. »Bloß dass ich solche Angst hatte. Alles war so deutlich. Normalerweise hab ich keine so deutlichen Träume.«

»Ich versuch immer, meine Träume zu vergessen.«

»Ich weiß. Darauf bist du stolz.«

»Nein, bin ich nicht. Sie kommen mir bloß nie geheimnisvoll genug vor. Ich würde mich an sie erinnern, wenn sie mir interessanter vorkämen. Vorhin hab ich geträumt, dass ich lese, und dann hab ich gemerkt, dass ich wirklich lese.«

»Du scheinst nicht besonders interessiert zu sein. Vielleicht ist es nicht der richtige Augenblick, um ernsthaft darüber zu reden.« Sie klang verlegen, als machte ich mich über sie lustig, was ich nicht tat.

»Jedenfalls bin ich froh, deine Stimme zu hören«, sagte ich. Vermutlich hatte sie recht. Es war Mitternacht. Wenig Gutes beginnt um diese Zeit.

»Tut mir leid, dass ich dich geweckt hab.«

»Du hast mich nicht geweckt«, sagte ich, schaltete aber, ohne dass sie es wissen konnte, das Licht aus, lag ruhig atmend da und hörte in der kühlen Dunkelheit dem Zug zu. »Wahrscheinlich ist es einfach so, dass du dir was wünschst und es nicht bekommst. Das ist nicht so ungewöhnlich.« In Sallys Fall konnte es sich dabei um eine ganze Reihe von Dingen handeln.

»Hast du nie so ein Gefühl?«

»Nein. Ich hab das Gefühl, eine ganze Menge Dinge zu haben. Ich hab dich.«

»Das ist schön«, sagte sie ohne viel Wärme.

»Es *ist* schön.«

»Wir sehen uns doch morgen, oder?«

»Darauf kannst du wetten. Ich werd in bester Form bei dir auftauchen.«

»Wunderbar«, sagte sie. »Schlaf gut. Und träum nicht.«

»Werd ich. Werd ich nicht.« Und ich legte auf.

Ich konnte nicht so tun, als ob das, womit Sally sich an diesem Abend herumgeschlagen hatte, mir unbekannt gewesen wäre – eine Leere, etwas, was fehlte. Vielleicht bin ich einfach kein Hauptgewinn, weder für sie noch für sonst jemanden, weil ich das Glöckchengeklingel zu Anfang einer Romanze zwar herrlich finde, aber absolut nicht das Bedürfnis habe, mehr zu tun als wegzuhören, sobald dieser süße Klang droht, sich in etwas anderes zu verwandeln. Eine erfolgreiche Strategie meiner mittleren Jahre, einer Zeit, die ich für mich als die »Existenzperiode« bezeichne, besteht darin, einen großen Teil dessen, was mir nicht gefällt oder mir beunruhigend oder verwirrend vorkommt, einfach zu ignorieren und zuzusehen, wie es sich für gewöhnlich von selbst erledigt. Aber ich bin mir der »Dinge« ebenso bewusst wie Sally und könnte mir vorstellen, dass dieser Anruf das erste (oder vielleicht auch das siebenunddreißigste) Signal dafür ist, dass wir uns vielleicht bald nicht mehr »sehen« werden. Und ich empfinde Bedauern und würde gerne einen Weg finden, die Dinge wieder in Ordnung zu bringen. Bloß dass ich entsprechend meiner Strategie eben bereit bin, die Dinge so laufen zu lassen, wie sie laufen, und abzuwarten, was passiert. Vielleicht wird's sogar besser. Wär schließlich auch möglich.

Von größerer Bedeutung und absolut wichtig ist jedoch die Geschichte mit meinem Sohn, Paul Bascombe, der fünfzehn ist. Vor zweieinhalb Monaten, kurz nach Ablauf der Einkommensteuerfrist und sechs Wochen, bevor das Schuljahr in Deep River zu Ende ging, wurde er festgenommen, weil er in einem Finast in Essex drei Schachteln 4X-Kondome (»Magnum«) geklaut hatte. Seine Tat wurde von einer versteckten Kamera festgehalten, die über den männlichen Hygieneartikeln eingebaut war. Als eine kleine, aber uniformierte vietnamesische Ladendetektivin ihn gleich hinter der Kasse

anspruch – er hatte als Ablenkungsmanöver eine Flasche Tönungshaarwasser gekauft –, versuchte er wegzulaufen, wurde aber von ihr niedergerungen. Er beschimpfte sie als »schlitzäugiges Arschloch«, trat sie ans Bein, schlug ihr ins Gesicht (möglicherweise unabsichtlich) und riss ihr eine beträchtliche Menge Haare aus, bevor es ihr gelang, einen Würgegriff anzuwenden und ihm mit Hilfe eines anderen Angestellten und eines Kunden Handschellen anzulegen. (Seine Mutter bekam ihn innerhalb einer Stunde wieder frei.)

Die Ladendetektivin hat verständlicherweise Anzeige wegen tätlichen Angriffs und Beleidigung und Verletzung einiger ihrer Menschenrechte erstattet. In der Jugendbehörde von Essex war angeblich sogar von »Rassenhass« die Rede und davon, »ein Exempel zu statuieren«. (Ich halte das aber nur für Wahlkampfgerede plus Rivalität zwischen den beiden Gemeinden.)

Seitdem hat Paul zahllose Verhöre und Stunden komplizierter psychologischer Analysen seines Charakters, seiner allgemeinen Einstellung und geistigen Verfassung über sich ergehen lassen müssen – ich war bei zwei Sitzungen anwesend und fand sie nicht weiter bemerkenswert, aber fair, habe die Ergebnisse indessen noch nicht gesehen. Für diese Prozeduren hat er keinen Anwalt, sondern einen Ombudsmann, einen Sozialarbeiter mit juristischer Ausbildung. Sein erster richtiger Gerichtstermin ist am nächsten Dienstag, dem Tag nach dem Vierten Juli.

Paul hat alles zugegeben. Er hat mir aber auch gesagt, dass er sich nicht sonderlich schuldig fühle, dass die Frau sich von hinten auf ihn gestürzt und ihm einen höllischen Schrecken eingejagt habe. Er habe geglaubt, sie wolle ihn ermorden. Deshalb habe er sich verteidigen müssen. Er hätte so was nicht sagen sollen, das sei ein Fehler gewesen. Er hat geschworen, dass er nichts gegen Menschen anderer Hautfarbe oder des anderen Geschlechts habe. Im Übrigen fühle er sich selbst »reinge-